

Leseprobe aus:

**Silke Ziegler**

**Im Licht der Erinnerung**

Ein Südfrankreich-Krimi, Originalausgabe

Print-ISBN 978-3-89425-580-0

eBook-ISBN 978-3-89425-738-5



## Prolog

*Mai 1992*

Das Mädchen zog fröstelnd sein Nachthemd über die nackten Knie. Obwohl es bereits Mai war, sanken die Temperaturen nachts noch rapide ab. Vorsichtig legte es den Kopf zur Seite, um durch die Ritze der Schrankrückwand sehen zu können. Wenn es ganz still hielt, konnte es durch den schmalen Schlitz zwischen den beiden Holztüren schauen. Nein, das war kein böser Traum gewesen. Noch immer lag ihre Mutter seltsam verrenkt auf dem breiten Ehebett, dunkle Flüssigkeit breitete sich auf dem Laken aus. Auch der Kopf ihres Vaters schien merkwürdig verdreht zu liegen.

Das Mädchen zitterte. Obwohl es nicht verstand, was hier vor wenigen Sekunden geschehen war, sagte ihm sein Instinkt, dass es sich in großer Gefahr befand.

Warum nur hatte es seine Eltern nicht geweckt, als es das Geräusch unter seinem Zimmerfenster gehört hatte? Natürlich, Papa schimpfte immer, wenn es mitten in der Nacht im Schlafzimmer seiner Eltern auftauchte und unter Mamans Decke kriechen wollte. »Du bist doch schon ein großes Mädchen, kommst bald in die Schule.«

Na und? Das Mädchen liebte es, in die Arme genommen zu werden, denn der Körper seiner Mutter strahlte Wärme und Geborgenheit aus. Liebte es, seinen Rücken an Mamans Bauch zu schmiegen.

Doch Papa hatte die letzten Male entschlossen darauf bestanden, dass es in das eigene Bett zurückging.

Nervös zupfte es am dünnen Stoff des Nachthemds. Der Mann war noch immer da draußen. Das Mädchen konnte ihn deutlich hören. Die leisen Schritte im Flur, seinen gleichmä-

ßigen Atem. Nein, es verstand nicht, was hier geschah. Warum war er so böse?

Ängstlich hob es seine Hände und presste sie auf die Ohren. Noch immer hallten die Schüsse in seinem Kopf nach. Wieder spähte das Mädchen durch die Ritzen. Seine Eltern lagen unverändert auf dem Bett. Es wusste, dass etwas Furchtbares passiert war. Etwas Unwiderrufliches. Ein dicker Knoten bildete sich in seinem Magen.

Das Mädchen wischte sich eine Träne weg. Es war feige gewesen. Als es das Geräusch registriert hatte, war es leise aus dem Zimmer geschlüpft und hatte eine Zeit lang in die Stille der Nacht gelauscht. Aus Angst vor seinem Vater hatte es seine Eltern nicht geweckt, sondern war stattdessen in den ›Zauberschrank‹ geschlüpft.

Selbst Maman wusste nicht, dass das Möbelstück ein doppeltes Innenleben besaß. Außer dem Mädchen kannte nur Papa das Geheimnis. Ein ideales Versteck. Papa hatte dem Mädchen erzählt, der Schrank habe schon immer an dieser Stelle gestanden, selbst als noch seine Eltern in dem Haus gewohnt hatten. Das musste eine Ewigkeit her sein! Als Maman mit dem Baby im Krankenhaus gewesen war, hatte Papa dem Mädchen das Versteck gezeigt: eine kleine Nische hinter der Rückwand des Schrankes. Man musste die Holzplatte nur ganz leicht herausdrücken, um sich dahinter verstecken zu können. Das Mädchen hatte es in den letzten Wochen ein paarmal ausprobiert. Heimlich, wenn Maman mit dem Baby beschäftigt und Papa bei der Arbeit gewesen war. Auch heute Nacht waren sie nicht aufgewacht, als es sich leise in den Hohlraum gequetscht hatte.

Warum nur hatte das Mädchen seine Eltern nicht geweckt? Hatte es tatsächlich gedacht, es befände sich in einem seiner Abenteuer? War es wirklich der Ansicht gewesen, von seinem Geheimort aus habe es den besten Blick auf das Geschehen? Es schlug seine Hand vor den Mund, um ein Schluchzen zu

unterdrücken. Warum half ihm bloß niemand? Was hatte der Mann mit ihm vor?

Dem Mädchen war klar, dass der Mann es nicht finden durfte. Hoffentlich wusste er nichts von dem Versteck. Nachdem er in das Kinderzimmer geschaut hatte, hatte das Mädchen gehört, wie er es mehrmals bei seinem Namen rief. Aus lauter Furcht, er könne es hören, hatte es die Luft angehalten. Bis es nicht mehr konnte. Es hatte mitbekommen, wie er im oberen Stockwerk herumlief und nach ihm suchte. Einmal hatte er kurz leise aufgelacht. Es hatte sich böse und unheimlich angehört. Dem Mädchen war klar, dass es nie wieder aus dem Schrank herauskommen durfte, andernfalls ...

Als das Baby zwei Zimmer weiter plötzlich zu brüllen begann, zuckte das Mädchen vor Schreck zusammen. Nein, nicht das Baby! Der Mann durfte dem Säugling nichts tun. Das Geschrei schwoll immer weiter an. Das Mädchen zitterte am ganzen Körper. Tränen rannen ihm über die Wangen. Was sollte es bloß tun? Das Baby war noch so klein. Es konnte sich doch nicht wehren.

Die Verzweiflung raubte dem Mädchen fast den Atem. Die Härchen auf seinen Armen stellten sich auf. Seine Lippen bebten. Es wollte sich die Hände auf die Ohren drücken und nichts mehr hören. Es wollte die Augen schließen, obwohl es spürte, dass es den Anblick seiner Eltern nie vergessen würde. Dass es diese Angst, die kaum noch auszuhalten war, nie wieder loswürde. Nein, es gab kein Entkommen. Obwohl das Mädchen noch so klein war, wusste sein Verstand instinktiv, dass die Geschehnisse der letzten Minuten es sein gesamtes zukünftiges Leben verfolgen würden.

Ein weiterer Schuss hallte durch die Dunkelheit. Schlagartig verstummte das Gebrüll. Nein! Jetzt konnte das Mädchen sein Schluchzen nicht mehr unterdrücken. Der Mann hatte das Baby erschossen. Die Schmerzen in seiner Brust drohten das Mädchen zu erdrücken.

Als es erneut Schritte auf dem Flur hörte, presste es beide Hände so fest auf seinen Mund, dass der Kiefer schmerzte. Der Mann durfte das Versteck nicht finden. Die Beine des Kindes zuckten unkontrolliert auf der Holzplatte. Es hörte ihn seinen Namen flüstern. Leise und bedrohlich. Er suchte es und er wusste, dass das Mädchen hier irgendwo war. Würde er hinter den Schrank schauen? Hatte Papa ihm vielleicht sogar von der Nische erzählt?

Bitte, lieber Gott, mach, dass er mich nicht findet.

Jetzt konnte das Mädchen ihn sehen, er stand zwischen dem Bett der Eltern und dem Wandschrank. Ein sehr böser Mann. Das Mädchen wagte nicht mehr zu atmen. Es schloss die Augen und betete erneut, er möge den Raum unverrichteter Dinge verlassen.

Als es Sekunden später die Augen öffnete, war der Mann nicht mehr zu sehen. Das Mädchen nahm die Hände vom Mund und stützte sich auf der Holzplatte ab. Erschrocken zuckte es zurück, als seine linke Hand auf einen kleinen Gegenstand stieß. Vorsichtig tastete es auf dem Boden herum, bis es fand, was in seine Haut eingeschnitten hatte.

Seit Monaten hatte Maman danach gesucht. Das Mädchen erinnerte sich an die Verzweiflung, die seine Mutter befallen hatte, als sie den Verlust bemerkte. Sein Vater dagegen hatte es mit Humor genommen. Doch darüber hatte sich Maman noch mehr aufgeregt. Zu dem Zeitpunkt war das Baby noch nicht auf der Welt gewesen. Papa hatte mit strenger Stimme darauf bestanden, dass Maman sich beruhigen solle. Wegen des Babys in ihrem Bauch. Das Mädchen hatte nicht verstanden, was die Aufregung der Mutter mit deren dickem Bauch zu tun haben könnte. Erwachsene waren manchmal seltsam!

Es umfasste den Gegenstand mit seinen Fingern und drückte fest zu. Maman würde sich darüber freuen. Als der Blick des Mädchens auf den verdrehten Körper seiner Mutter fiel, fingen seine Augen erneut an zu brennen.

Im nächsten Moment stieg ihm ein Geruch in die Nase, der dem Mädchen irgendwie bekannt vorkam. So roch es, wenn Papa im Garten grillte. Was machte der böse Mann? Das Mädchen konnte sich nicht erklären, was er vorhatte. Seine Beine schlofen langsam ein. Das Mädchen hatte keine Ahnung, wie lange es hier schon saß.

Als der Geruch so schlimm wurde, dass seine Augen zu tränen begannen, und es das Gefühl hatte, keine Luft mehr zu bekommen, schob es angsterfüllt die Holzplatte zur Seite und krabbelte aus dem Schrank. Der Flur war rauchverhangen. Panisch sah es sich im Schlafzimmer um, vermied jedoch tunlichst, seine Eltern anzublicken. Mit letzter Kraft drückte es sich einen Zipfel seines Nachthemds vor das Gesicht und öffnete das Fenster. Bevor das Mädchen sprang, drehte es sich ein letztes Mal um und schwor sich, niemals über das gerade Erlebte zu sprechen. Über die Schuld, die es in dieser Nacht auf sich geladen hatte. Und über den bösen Mann, der die Familie des Mädchens so grausam ausgelöscht hatte.

## 1

*Montag, 18. Juni 2018*

*Am Strand Espiguette, in der Nähe von Le Grau-du-Roi*

Der Schmerz hämmerte erbarmungslos gegen ihre Schädeldecke. Der Mann musste sie getroffen haben, denn sie konnte das Blut an ihrem Kopf spüren. Mit letzter Kraft versuchte sie, ihre Augen zu öffnen. Doch die Gesichtsmuskeln gehorchten ihr nicht mehr. Sie hörte das Meer, das in gleichmäßigen Wellen an den Strand rollte. Sie spürte den Sand unter ihren Fingern. Fieberhaft versuchte sie, die Gedankenfetzen, die ziellos durch ihre Gehirnwindungen rasten, zu einem großen Ganzen zusammenzusetzen. Was war nur schiefgelaufen?

Die Schreie der Jugendlichen hallten in ihrem Kopf nach. Sie hätten nicht hier sein dürfen. Obwohl ihre Finger sich fester in den Sandboden krallten, konnte sie sie nicht kontrollieren. Ihre Hände gehorchten ihr nicht mehr, genau wie der Rest ihres Körpers. Es schien, als ob einzig ihr Geist noch ihr gehörte.

Als sie auf dem weichen Sandboden plötzlich kleine Erschütterungen wahrnahm, zuckte sie innerlich zusammen. Er kam näher. Jetzt würde er sie umbringen. Gleich, wenn er bemerkte, dass sie noch lebte. Sie fühlte sich wie ein Tier in der Falle. Gelähmt und unfähig wegzulaufen. Einem Menschen ausgeliefert, der keine Gnade kannte.

Am liebsten hätte sie laut losgeschluchzt. Aus Angst, aus Wut auf sich selbst und aus Zorn. Aus diesem unbändigen Hass heraus, der ihr ganzes Denken beherrschte. Doch sie konnte nicht. Sie war nicht in der Lage, auch nur die kleinste Gefühlsregung zu zeigen. Sie hörte sein Keuchen, seinen Atem. Er stand jetzt dicht neben ihr. Wenn ihre Augen nicht bereits geschlossen gewesen wären, hätte sie sie spätestens jetzt fest zusammengekniffen. Sie hatte keine Chance gegen ihn. Verletzt und unbewaffnet lag sie vor ihm und konnte nur auf ihren Tod warten.

Erneut lauschte sie den Geräuschen des Meeres, sog die salzige Luft in ihre Lungen. Spürte den warmen Wind, der ihre Haut sanft streichelte. Warum brachte er es nicht hinter sich? Sie wartete darauf, dass ihr Leben wie ein Film vor ihrem geistigen Auge abgespult wurde. Bestanden die letzten Sekunden nicht aus einer Zusammenfassung alles Erlebtem? Hatte sie das nicht schon öfter gelesen? Warum also kam bei ihr nichts? Hatte sie sich vielleicht getäuscht? War sie etwa schon tot? War das möglich? Tot zu sein, ohne es zu wissen? Nein, das konnte nicht sein. Tot war tot. Tot bedeutete: keine Gehirntätigkeit mehr. Davon konnte bei ihr keineswegs die Rede sein. Ihr Kopf war schließlich das Einzige, das

überhaupt noch halbwegs funktionierte. Nein, für ihre Situation musste es eine andere Erklärung geben.

War er noch da? Sie meinte zu spüren, wie ihre Härchen sich aufstellten. Ihre Gedanken wurden schwammiger und nebulöser. Wo war bloß ihr messerscharfer Verstand geblieben?

Ihr wurde schwindlig. Sie fühlte sich wie auf einer viel zu schnellen Achterbahn. Ihre Überlegungen passten nicht mehr zusammen. Wo war sie? Und was war geschehen? Sie befand sich in einem Sog, der sie immer stärker mit sich riss. Sie musste hier raus.

Verzweifelt versuchte sie, den Nebel in ihrem Gehirn zu durchdringen. Ihre Gedanken wurden immer wirrer. Sie meinte zu fallen, obwohl irgendwo in ihrem Hinterkopf die Information verankert war, dass sie sich bereits auf dem Boden befand. Sie fiel und fiel, bis sie von undurchdringlicher Dunkelheit umgeben war. Wie hinter einem Schleier spürte sie etwas Hartes an ihrer Hand, bevor das laute Geräusch eines Schusses die Schwärze um sie herum durchschneidet. Sie war verloren. Endgültig verloren.

## 2

*Dienstag, 19. Juni 2018*

*Am Strand Espiguette*

Officier Bernadette Lascallet stand auf dem höchsten Punkt der Düne und ließ ihren Blick langsam über die Szenerie wandern. Der kilometerweite Strand war von einer hohen Düne befriedet und wurde alle paar Hundert Meter von langen Felsformationen unterbrochen. Ihre Kollegen standen bei den Streifenbeamten, die als Erste den Tatort gesichert hatten. Mehrere Ärzte beugten sich über die drei Schwerverletzten: Die beiden angeschossenen Jugendlichen befanden



sich hinter den ersten Felsen, die bis weit ins Meer hineinragten, während die verletzte Frau fast im Wasser lag. Ein Jogger hatte vor etwa einer Stunde einen Notruf abgesetzt und gemeldet, dass drei blutüberströmte Personen am Strand lägen. Was war hier nur passiert?

Nachdenklich beobachtete Bernadette die Beamten der Spurensicherung, die den Abschnitt großflächig absperrten. Die Polizistin blickte auf ihre Uhr. Es war kurz vor acht. Die ersten Sonnenanbeter würden frühestens in einer Stunde auftauchen, wobei sich der Ansturm an einem gewöhnlichen Arbeitstag in Grenzen halten dürfte. Erst heute Nachmittag würde es hier belebter werden.

Auf dem Parkplatz hinter ihr standen unzählige Dienstwagen der Police Nationale. Beamte schleppten geschäftig schweres Gerät über den feinsandigen Strandabschnitt. Einige Hundert Meter östlich von hier begann der FKK-Bereich. Wieder stellte Bernadette sich dieselbe Frage: Was war hier geschehen?

Als ein Wagen hinter ihr bremste, drehte sie sich um. Capitaine Émile Foncelle, ihr Vorgesetzter bei der Police Nationale in Montpellier, stieg auf der Fahrerseite aus und blickte sich suchend um. Als er sie entdeckte, hob er kurz seine Hand und steuerte direkt auf sie zu. Immer wieder sank er in dem sandigen Boden ein. Bernadette musste ein Schmunzeln unterdrücken. Foncelle war Ende fünfzig und wog über hundert Kilo. Sie konnte sein Schnaufen schon von Weitem hören.

»Bonjour, Officier Lascallet«, murte er, schwer atmend, während er sich den Hügel hinaufquälte.

»Bonjour, Capitaine.«

Foncelle deutete mit dem Kinn auf den vor ihnen liegenden Strand. »Und, was haben wir?«

»Zwei schwer verletzte Jugendliche mit Schusswunden und eine junge Frau mit einer Kopfverletzung«, fasste Bernadette zusammen.

»Tatwaffe?«

Die Polizistin zuckte mit den Achseln. »Bis jetzt haben wir keine gefunden.«

»Weiß man schon etwas zum Tathergang?«

»Non.«

»Dann wollen wir mal«, stieß Foncelle gereizt hervor und bedeutete seiner Mitarbeiterin, ihn zu begleiten.

»Bernadette, Capitaine«, rief Officier Thibaut Daubry, der ihnen von der Stelle entgegenkam, wo die beiden Jugendlichen gerade medizinisch versorgt wurden.

Thibaut war Bernadettes Kollege, ein attraktiver Mittvierziger, der erst seit drei Jahren mit seiner Familie in Montpellier lebte.

Foncelle grüßte ihn.

»Die Ärzte sagen, es sieht nicht gut aus.« Bedauernd schüttelte Thibaut seinen Kopf.

Bernadette blickte ihn schweigend an. Auch Foncelle erwiderte nichts.

»Beide sind sehr schwer verletzt und haben viel Blut verloren.«

»Merde!«, entfuhr es dem Capitaine.

Bernadette sah betreten zu Boden.

»Wissen wir schon, wer sie sind?«, wollte Foncelle wissen.

Thibaut deutete mit dem Daumen hinter sich. »Officier Hullaut sucht mit der Spurensicherung gerade den Strand ab. Vielleicht finden sie etwas.«

»Wie sind die beiden hierhergekommen? Und wer ist die Frau?« Foncelle war anzusehen, dass ihm die Situation ganz und gar nicht behagte.

»Wir nehmen an, dass sie schon seit gestern Abend hier liegen.« Thibaut drehte sich um und blickte einen Moment lang schweigend auf die Wellen. »Die Ärzte vermuten aufgrund des Zustands der Verletzungen, dass der Schusswechsel am späten Montagabend stattgefunden hat.«

»Mon dieu!« Foncelle kratzte sich am Kinn.

»Zu der Identität der Frau können wir ebenfalls noch nichts sagen. Sie hat keinerlei Papiere bei sich.« Thibaut blickte kurz zu Bernadette. »Sie hat eine schwere Kopfverletzung. Möglicherweise ist sie gestolpert und auf die Felsen gefallen. Lebensgefahr besteht bei ihr jedoch keine.«

»Zwei junge Leute werden angeschossen und eine junge Frau zieht sich eine schwere Kopfverletzung zu? Und das gleichzeitig?« Foncelle zog ungläubig seine Augenbrauen hoch.

»Die Frau ist noch immer bewusstlos. Im Moment wird sie ebenfalls ärztlich versorgt.« Thibaut zeigte auf zwei Sanitäter, die neben einer am Boden liegenden Gestalt knieten.

»Was für ein Debakel.« Der Capitaine knetete seine Finger.

»Das hier haben wir bei der Verletzten gefunden.« Bernadettes Kollege hob eine transparente Tüte hoch, in der sich ein goldener Ring befand.

»Was ist das?«, wollte die Polizistin wissen.

»Vermutlich ein Ehering«, erwiderte Thibaut. »Jedoch nicht ihr eigener. Schauen Sie auf die Inschrift.«

Bernadette kniff die Augen zusammen, während sie und Foncelle versuchten, die Buchstaben und Ziffern im Inneren des Rings zu erkennen.

»8. Mai 1985«, las der Capitaine laut vor. »Für immer dein.« Er stockte. »Was soll das heißen?«

»Es könnte Deutsch sein«, entgegnete Thibaut und deutete auf das Ü. »Dieses Zeichen gibt es nicht in allzu vielen Sprachen.«

»Eine Deutsche also?«

Thibaut zuckte mit den Achseln. »Vielleicht auch eine Österreicherin oder Schweizerin. Aber wie gesagt, es kann nicht ihr Ehering sein. 1985 ist diese Frau definitiv noch nicht im heiratsfähigen Alter gewesen, wenn sie überhaupt schon geboren war.«

»Der Ring der Eltern?«, mutmaßte Bernadette.

»Möglich«, erwiderte Thibaut vage.

»Wir haben etwas«, erschallte es plötzlich rechts von ihnen in aufgeregtem Tonfall.

Als Bernadette sich umdrehte, hob einer der Spurensicherungstechniker eine Pistole in die Höhe.

»Die Tatwaffe«, folgerte Thibaut hörbar erleichtert.

Foncelle starrte ins Leere. »Eine Ausländerin, die zwei Jugendliche am Strand niederschießt?«

Bernadette konnte sich denken, was im Kopf des Capitaines vor sich ging. Wenn Ausländer in Kapitalverbrechen verwickelt waren, zog dies immer diplomatische Verwicklungen der höchsten Kreise mit sich. Wenn, wie in diesem Fall, sogar der Täter selbst aus dem Ausland kam, würden sie keinen Schritt machen dürfen, ohne über jede ihrer Ermittlungsstrategien ausführlich Rede und Antwort zu stehen.

Officier David Hullaut kam auf sie zu. Er war ein paar Jahre jünger als Bernadette und hatte zur gleichen Zeit wie sie bei der Police Nationale angefangen. In den letzten Jahren hatten sie schon mehrfach gemeinsame Ermittlungen durchgeführt. Bernadette schätzte seine loyale und ehrliche Art.

David zeigte auf die Ärzte, während er sich zu ihnen gesellte. »Sie bringen die drei Verletzten ins Uniklinikum nach Montpellier.«

Foncelle nickte. »Wie lautet die Prognose?«

David zog eine Grimasse. »Sieht nicht gut aus. Die Jugendlichen sind sehr schwach aufgrund des hohen Blutverlusts.«

»Was ist mit der Frau?«

»Sie ist nicht bei Bewusstsein. Allerdings scheint die Kopfwunde schlimmer auszusehen, als sie ist.«

»Und niemand weiß, wer die drei sind.« Der Capitaine klang frustriert.

»Falsch«, widersprach David und blickte von Bernadette zu Thibaut. »Die Spurensicherung hat dahinten«, er deutete auf die Düne links von ihnen, »eine Handtasche gefunden.«

»Und?«

»Der Name der Jugendlichen lautet Sophie Dumonde, siebzehn Jahre alt, aus Le Grau-du-Roi.«

»Dumonde?« Foncelle schnappte nach Luft. »Raymond Dumondes Tochter?«

Bernadette horchte auf. Raymonde Dumonde war ein Großindustrieller, der in seiner Keksfabrik in Montpellier mehr als fünftausend Mitarbeiter beschäftigte. »Der Eigentümer von *Dumonde-Kekse*?«

Der Capitaine nickte. »Ich weiß, dass er eine halbwüchsige Tochter hat.«

»Die Adresse könnte hinkommen«, bestätigte David zögernd, bevor er ihnen eine Straße nannte, die im Villenviertel Le Grau-du-Rois lag.

»Mon Dieu!«, fluchte Foncelle. »Das bedeutet Ärger. Richtig großen Ärger.«

»Vielleicht schafft sie es ja«, versuchte Thibaut, ihn zu beschwichtigen. »Die Ärzte in der Uniklinik sind wirklich gut. Die besten, die die Region zu bieten hat.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr«, knurrte der Capitaine, bevor er sich wieder an David wandte. »Und wer ist der zweite Jugendliche?«

David schüttelte den Kopf. »Bedaure, aber das wissen wir noch nicht. In Dumondes Tasche befanden sich allerdings zwei Handys. Sobald diese untersucht sind, werden wir hoffentlich erfahren, um wen es sich bei dem jungen Mann handelt.«

Bernadette beobachtete, wie die Tragen mit den Verletzten langsam Richtung Parkplatz getragen wurden.

»D'accord«, erwiderte Foncelle. »Unterstützen Sie die Beamten der Spurensicherung soweit erforderlich. Wir treffen uns gegen zwölf im Büro und besprechen die weitere Vorgehensweise. In der Zwischenzeit werde ich mit Raymond Dumonde reden und den Directeur über dieses Debakel

informieren. Hoffentlich kann Dumonde mir sagen, mit welchem Kerl sich seine Tochter abends am Strand verabredet.«

### 3

*Vier Wochen zuvor  
Montpellier*

»Papa.« Danielle wartete bereits seit einigen Minuten vor dem Eingang des imposanten Universitätsklinikums, als sie ihren Vater endlich auf sich zukommen sah.

Alexandre Sigrand umarmte seine Tochter und hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. »Bonjour, chérie.«

»Was haben sie gesagt?« Besorgt sah Danielle ihren Vater an, der bekümmert den Kopf schüttelte.

»Nicht viel. Nur, dass die Untersuchungen beendet seien und sie mit uns sprechen wollten.«

»Ich verstehe nicht ...« Danielle brach verwirrt ab.

Sie hatte gestern Dienst gehabt. Warum hatte keiner ihrer Kollegen mit ihr geredet? Als ihr Vater sie vor einer Stunde angerufen und gebeten hatte, ihn ins Krankenhaus zu begleiten, hatte sie keine Sekunde gezögert. Sie machte sich große Sorgen um ihre Mutter.

Bei Christelle Sigrand waren vor zehn Jahren die Anfänge einer Demenz festgestellt worden, nachdem sie immer öfter plötzlich nicht mehr gewusst hatte, wo sie war oder was sie gerade tun wollte. Zum damaligen Zeitpunkt war sie siebenundvierzig Jahre alt gewesen. Selbst Danielle als Ärztin fiel es schwer zu akzeptieren, dass ihre Mutter oder besser gesagt, das, was noch von ihrem Wesen existierte, Stück für Stück verschwand. In ihren schlechteren Phasen erkannte Christelle Sigrand weder ihren Mann noch Danielle.

»Sie scheinen erst heute früh weitere Ergebnisse bekommen zu haben«, unterbrach Danielles Vater ihre Grübeleien.

»Dann lass uns reingehen.« Ungeduldig steuerte die Ärztin auf den Krankenseingang zu.

»Ich bin froh, dass du dabei bist, Danielle«, merkte ihr Vater leise an, während sie die Stufen hinaufstiegen.

Überrascht sah sie ihn von der Seite an. So gefühlsduselig war er sonst nicht. Auch er machte sich offenbar große Sorgen. Danielle kannte den Verlauf einer schweren Demenzerkrankung. Wenn jetzt noch weitere Hiobsbotschaften auf sie warteten ... »Bei wem hast du den Termin?«

»Docteur Bannac.«

Danielle zuckte bei dem Namen innerlich zusammen. Während der Praktika ihres Medizinstudiums war sie mehrere Monate im Team von Docteur Louis Bannac tätig gewesen. Der gut aussehende Mittdreißiger hatte sie mit seinem umwerfenden Charme sofort in seinen Bann gezogen. Bis sie, drei Wochen nachdem sie eine leidenschaftliche Affäre mit dem aufstrebenden Mediziner begonnen hatte, erfahren musste, dass Louis verlobt und seine Zukünftige mit dem ersten gemeinsamen Kind schwanger war. Nachdem sie das Tschelmechtel daraufhin beendet hatte, war sie ihm aus dem Weg gegangen. Und auch wenn sie mittlerweile dauerhaft im gleichen Klinikum arbeiteten, kreuzten sich ihre Wege kaum, da sie in unterschiedlichen Bereichen tätig waren. Louis war Onkologe, während Danielle sich auf Kinderheilkunde spezialisiert hatte.

Als sie bemerkte, dass ihr Vater sie abwartend anblickte, zog sie fragend die Augenbrauen hoch.

»Du kennst ihn also nicht?«

»Wen?« Danielle hatte nicht zugehört.

»Docteur Bannac«, erwiderte ihr Vater gereizt.

»Doch«, sie nickte, »doch, ich kenne ihn. Flüchtig. Aus meiner Studienzeit.« Sicher würde sie ihrem Vater nicht auf

die Nase binden, dass sie mit Louis Bannac sogar schon gemeinsam geduscht hatte. Sie riss sich zusammen.

Alexandre Sigrand kramte einen kleinen Zettel aus der Hosentasche. »Zimmer 211, zweiter Stock«, las er ab.

»Bannac ist Krebspezialist«, murmelte Danielle leise. Sicher gab es einen triftigen Grund dafür, dass ausgerechnet er mit ihnen sprechen wollte.

Christelle Sigrand lag seit drei Tagen auf der Inneren, da sie sich die letzten Tage immer wieder unwohl gefühlt hatte. Mit Sorge dachte Danielle an das erschöpfte Gesicht ihrer Mutter. Nachdem Christelle sich mehrmals vehement gegen eine Krankenhauseinlieferung gewehrt hatte, jedoch immer weniger trank und aß, war es letztendlich die Pflegerin ihrer Mutter gewesen, die den Notarzt gerufen hatte.

Alexandre Sigrand weigerte sich seit Jahren beharrlich, seine Frau in einem Pflegeheim unterzubringen. Und Danielle war überaus froh, dass er über die erforderlichen Mittel verfügte, um seiner Frau in der weitläufigen Villa, die sie gemeinsam bewohnten, die Betreuung zukommen zu lassen, die sie in ihrem Zustand benötigte.

Alexandre Sigrand hatte sich mit seiner Immobilienfirma in den letzten Jahrzehnten ein beachtliches Vermögen erarbeitet. Und doch nutzte das Geld im Fall ihrer Mutter nichts. Christelle Sigrand verabschiedete sich unweigerlich auf Raten aus dem Leben. Aus einem Leben, von dem andere nur träumen konnten. Mit einem treu sorgenden Ehemann, einer Tochter, die am Anfang einer vielversprechenden Medizinerkarriere stand, und Reichtum, der alle materiellen Ängste im Keim erstickte. Doch auch die beste Versorgung konnte Christelle Sigrands Zustand nicht nachhaltig verbessern.

»Hier ist es.« Danielle zeigte auf eine Tür links im Flur, während sie ihre bitteren Gedanken verdrängte.

»Ein Krebspezialist?«, wiederholte ihr Vater mit entsetzter Stimme, als er zaghaft klopfte.



Bevor Danielle etwas erwidern konnte, ertönte eine männliche Stimme aus dem Raum.

»Oui?«

Danielles Puls beschleunigte sich, als sie die Tür öffnete. Während sie und ihr Vater eintraten, erhob sich Louis Bannac hinter seinem Schreibtisch.

»Bonjour, Monsieur Sigrand.« Er streckte ihrem Vater die Hand hin. »Ich bin Docteur Bannac.«

Alexandre Sigrand erwiderte die Begrüßung und stellte sich ebenfalls vor.

»Danielle.« Louis nickte ihr zu.

»Bonjour.« Zögernd ergriff sie seine Hand.

»Bitte«, der Arzt zeigte auf die Stühle vor dem Schreibtisch, »setzen Sie sich doch.« Louis nahm ebenfalls wieder Platz und zog eine Akte zu sich heran.

»Was ist mit Christelle?«

Danielle musterte das müde Gesicht des Mediziners. Sie hatte gehört, dass seine Frau vor Kurzem das dritte Kind bekommen hatte. Wenig Schlaf, viel Stress, dazu die langen Schichten und die psychische Belastung im Krankenhaus. Wahrlich kein Zuckerschlecken. Doch das Mitleid mit ihrem ehemaligen Geliebten hielt sich in Grenzen. »Louis, wir machen uns wirklich große Sorgen«, platzte es aus ihr heraus.

Er sah sie einen Augenblick mit überraschter Miene an, bevor er sich darauf zu besinnen schien, warum sie hier waren. »D'accord.« Er nickte langsam und sah zu Danielles Vater. »Ihrer Frau geht es in der Tat nicht besonders gut. Wir haben leider festgestellt, dass sie an Nierenkrebs leidet.«

Keine Vorwarnung, kein langsames Herantasten. Seine Worte hingen bleischwer in der Luft.

»Nierenkrebs?« Die Stimme von Danielles Vater zitterte. »Aber ...?«

»Seid ihr euch sicher?« Danielle überkam das beklemmende Gefühl, der Boden unter ihr beginne zu wanken.

Louis nickte. »Leider ja.«

»Wie schlimm ist es?«, wollte ihr Vater wissen, während er seine Finger nervös ineinander verknötete und sich vorbeugte.

Der Arzt erklärte ihnen, welche Untersuchungen durchgeführt wurden und wie die Ergebnisse zu werten waren. »Nierenkrebs ist eine sehr seltene Krebsart«, erklärte er in sachlichem Tonfall. »Das Problem bei Ihrer Frau ist, dass beide Nieren befallen sind.«

»Beide?« Entsetzt schaute Danielle den Mediziner an.

Ihr war sofort klar, was diese Diagnose bedeutete. Wäre nur ein Organ befallen, hätte Christelle Sigrand ohne größere Einschränkungen mit der verbleibenden Niere weiterleben können. Waren aber beide befallen, sah die Situation schlagartig anders aus. Wesentlich schlimmer und viel lebensbedrohlicher. Dialyse konnte man bei Danielles Mutter ausschließen, da die Demenz so stark vorangeschritten war, dass Christelle Sigrand es mit Sicherheit nicht dulden würde, mehrmals pro Woche stundenlang an die entsprechenden Geräte angeschlossen zu werden. Und eine Erklärung würde sie aufgrund ihrer Erkrankung nicht erreichen.

»Das heißt, sie braucht dringend ein Spenderorgan?« Danielle wollte nicht um den heißen Brei herumreden. Es ging um das Leben ihrer Mutter.

Louis atmete tief durch. »Theoretisch ja.«

»Theoretisch?«, wiederholte Danielles Vater verwirrt. »Was soll das heißen, theoretisch? Und was ist praktisch?«

»Im Idealfall entfernen wir Ihrer Frau schnellstmöglich die beiden kranken Organe und sie bekommt eine passende Spenderniere transplantiert.« Der Onkologe machte eine Pause. »Aber ...«

»Dann veranlassen Sie alles Nötige«, unterbrach Alexandre Sigrand ihn aufgebracht. »Die Kosten spielen keine Rolle, Docteur. Suchen Sie eine passende Niere für meine Frau und operieren Sie sie.«

Danielle blickte erschüttert auf die Schreibtischplatte. Wie durch einen dichten Schleier nahm sie Louis' folgende Worte wahr.

»Wie gesagt, das wäre der Idealfall, Monsieur. Aber leider sieht die Praxis etwas anders aus.«

»Was soll das heißen? Ich sagte doch gerade ...« Ihr Vater schnappte nach Luft.

»Ich habe gehört, was Sie sagten. Aber es gibt Listen für Spenderorgane. Und deren Reihenfolge hängt von verschiedenen Faktoren ab.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Danielle sah Hilfe suchend zu Louis, der ihr wissend zunickte.

»Es wird eine Weile dauern, bis eine Niere für Ihre Frau zur Verfügung steht. Theoretisch.«

»Aber Sie haben doch eben gesagt ...« Alexandre Sigrand fasste sich nervös an den Hals. »Was ...? Ich verstehe nicht ganz ...«

»Die Lage ist sehr ernst, Monsieur. Ich möchte Sie nicht belügen. Ihrer Frau bleibt leider nicht viel Zeit. Der Krebs befindet sich bereits in einem fortgeschrittenen Stadium. Ich wünschte, ich hätte bessere Nachrichten. Es tut mir wirklich sehr leid.«

Danielles Augen begannen zu brennen. Louis Bannac hatte ihnen gerade mitgeteilt, dass ihre Mutter ohne eine neue Niere sterben würde. Und da viel zu wenig Spenderorgane zur Verfügung standen, würde der Erhalt eines passenden Organs zu lange dauern, um Christelle Sigrand zu retten.

»Meine Frau ist dement«, stammelte Danielles Vater bestürzt.

»Das wissen wir, Monsieur. Und es macht die Behandlung leider nicht einfacher. Wir können Ihrer Frau nicht sagen, wie es um sie steht, denn sie würde es nicht verstehen.« Louis machte eine Pause. »Wer ist Madame Sigrands Betreuer?«

Danielles Vater schien den Mediziner nicht gehört zu haben.

»Ich bin für die Gesundheitssorge zuständig«, antwortete sie an seiner Stelle. »Mein Vater ist für die Vermögensangelegenheiten meiner Mutter verantwortlich. Seit ich mein Medizinstudium beendet habe, teilen wir uns die Betreuung.« Sie hatte das Gefühl, einen auswendig gelernten Text aufzusagen.

Louis Bannac erwiderte nichts.

»Wie lange?« Danielle erkannte ihre eigene Stimme nicht mehr.

»Wenn wir Glück haben und eine Niere bekommen ...«, begann der Arzt zögernd.

»Wie lange, Louis? Und verkauf mich nicht für dumm! Du weißt genauso gut wie ich, dass meine Mutter nicht rechtzeitig eine Niere erhalten wird«, unterbrach sie ihn barsch.

»Ein paar Monate«, entgegnete er, während er von Danielle zu ihrem Vater sah. »Höchstens.«

Betretenes Schweigen machte sich breit. Danielle sah zu der Wanduhr hinter Louis, die die unheilvolle Stille mit ihrem stetigen Ticken betonte. Lebenssekunden, die verstrichen. Zeit, die verging. Unaufhaltsam, grausam und unerbittlich. Zeit, die sie nicht hatten. Zeit, die ihre Mutter nicht mehr besaß.

Danielle kam eine Idee. »*Ich* werde ihr eine Niere spenden.«

Warum hatte sie nicht gleich daran gedacht? Ihr reichte schließlich eine Niere. Und ihre Mutter müsste nicht auf ein Fremdorgan warten, sondern könnte schnell operiert werden.

Louis sah Danielle überrascht an, während ihr Vater neben ihr hastig aufsprang. »Nein!«

Irritiert blickte Danielle ihn an. »Nein?«

»Nein.« Er räusperte sich, bevor er sich wieder neben sie setzte.

»Warum nicht?« Sie runzelte die Stirn.

»Das wäre eine reelle Möglichkeit, Ihre Frau zu retten«,

warf nun auch Louis ein. »Man kann mit einer Niere sehr gut leben, das ist durchaus möglich. Natürlich müssten wir erst testen, ob ...«

»Nein«, unterbrach ihn Alexandre Sigrand erneut.

Danielle wurde wütend. »Das ist meine Entscheidung, Papa. Hast du nicht gehört, was Docteur Bannac gerade gesagt hat? Maman hat nicht mehr viel Zeit.«

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Non, Danielle. Das werde ich nicht zulassen. Deine Mutter ist dement. An ihren schlechten Tagen weiß sie ihren eigenen Namen nicht mehr. So ein Leben hätte sie niemals gewollt. Und noch weniger wollte sie, dass du deine Gesundheit riskierst für ein Leben, das diese Bezeichnung schon lange nicht mehr verdient.«

»Bist du jetzt völlig verrückt geworden?« Danielle kniff ihre Augen zusammen, während sie Louis' irritierten Blick auf sich spürte. »Willst du etwa sagen, Mamans Leben sei es nicht wert, gerettet zu werden?«

Fahrig fuhr sich Alexandre Sigrand über seinen Kopf. »Non!« Er presste die Lippen aufeinander. »Non, natürlich nicht. Aber sie würde nicht wollen, dass du so etwas für sie tust. Nicht in ihrer Situation!« Er sah zu Louis. »Bei so einer Organentnahme gibt es doch auch Risiken, Docteur, nicht wahr?«

Der Mediziner zögerte. »Alors ... Natürlich handelt es sich um eine Operation und die ist nie komplett risikolos, aber ...«

»Hörst du?« Triumphierend zeigte Danielles Vater in die Richtung des Arztes. »Ich werde das nicht zulassen, Danielle.«

Sie schüttelte ihren Kopf. »Ich verstehe dich nicht, Papa. Ich könnte Maman helfen. Sie wird sonst sterben.«

»Es wäre wirklich die bestmögliche Lösung, um Ihrer Frau rechtzeitig ...«, unterstützte Louis sie.

»Non.« Ihr Vater hob abwehrend seine Hände. »Das ist keine Option.«

Bestürzt stellte Danielle fest, dass seine Augen feucht wurden.

»Ich habe meine Frau an diese furchtbare Krankheit verloren. Ich werde nie wieder auch nur einen unbeschwerten Tag mit ihr verbringen können.« Er sah zu Danielle. »Ich werde nicht zulassen, dass ich auch noch dich verliere.« Sein Blick wurde eindringlicher. »Niemals.« Betroffen blickte Danielle zu Louis, der hilflos seine Schultern hob. Ihnen war beiden klar, dass die Worte von Danielles Vater das Todesurteil für Christelle Sigrand bedeuteten.

## 4

*Dienstag, 19. Juni 2018*  
*Montpellier*

Irgendwo in den hinteren Windungen seines Hirns hörte Cédric undeutlich, wie ein Schlüssel im Haustürschloss gedreht wurde. Verschlafen blinzelte er, während er orientierungslos nach seinem Smartphone tastete.

»Mon dieu! Wie lange hast du denn hier nicht mehr gelüftet?«, ertönte die tadelnde Stimme seiner Ex-Frau aus dem Wohnungsflur, bevor eine nasse kalte Schnauze seine Hand anstupste.

»Coco«, brummte Cédric genervt und hob seinen Kopf. Die dunklen Augen der Dalmatinerhündin starrten ihn auffordernd an, während ihr ganzer Körper durch das aufgeregte Schwanzwedeln bebte. Obwohl sein Schädel dröhnte, als schlage jemand mit dem Hammer erbarmungslos auf ihn ein, musste er schmunzeln. »Coco«, wiederholte er grinsend, da er der Hündin einfach nicht böse sein konnte.

»Hast du etwa bis eben geschlafen?« Colette erschien im Türrahmen.

Cédric setzte sich auf, während seine Ex-Frau ihren Blick durch das unaufgeräumte Zimmer schweifen ließ. »Warum schläfst du auf der Couch?« Ihre Missbilligung war nicht zu überhören.

Müde fuhr er sich durchs Haar, während er die Decke zur Seite legte. »Dir auch einen guten Morgen«, knurrte er gereizt.

Colette schüttelte demonstrativ den Kopf, während sie das Wohnzimmer durchquerte, den Fensterladen aufriss und frische Luft hereinließ.

»Was machst du da?« Cédric stand auf und suchte nach seiner Jeans.

Gestern Abend war es ziemlich spät geworden. Er war noch in der Bar versackt, die sich im Erdgeschoss des Wohnhauses befand, in dem auch sein Appartement war. Irgendwie musste er mal wieder die Zeit vergessen haben. Zumindest konnte Cédric sich nicht erinnern, wann er nach Hause gekommen war.

»Was für ein Gestank.« Colette rümpfte ihre Nase.

Während er sich anzog, umrundete Coco ihn hektisch und ließ ihn keine Sekunde aus den Augen.

»Was machst du überhaupt hier?« Cédric kniff seine Augen zusammen. Es war zu hell und es war viel zu früh, um sich auf Diskussionen mit seiner stets perfekten Ex-Frau einzulassen. Auch heute früh sah Colette aus wie aus dem Ei gepellt: Ihr dunkelblaues Kostüm saß an ihrem Körper wie eine zweite Haut. Das Gesicht, das Cédric vor langer Zeit einmal als das schönste, das er je gesehen hatte, bezeichnete, war wie immer geschmackvoll geschminkt.

Die distanzierte und unnahbar wirkende Colette. Als sie sich zum ersten Mal begegnet waren, hatten ihre kühle Eleganz und leicht arrogant wirkende Art ihn angezogen wie das Licht die Motten. Cédric, der impulsive und chaotische Ermittler, und Colette, die bestens organisierte und durchstrukturierte Polizeiarztin. Diese Zeiten waren lange vorbei.

Im Laufe ihrer Beziehung war ihm die Perfektion seiner damaligen Angetrauten immer stärker auf die Nerven gegangen. Irgendwann hatte er entschieden, dass er mit einer Frau, die niemals ungeschminkt an den Strand gehen würde und die beim Sex immer das volle Programm wie Kerzenschein, frische Bettwäsche und stimmungsvolle Musik benötigte, nicht glücklich werden konnte. Zu seinem Leidwesen hatte er einsehen müssen, dass Colette nur zufrieden war, wenn sie Barbie und Ken spielten. Das perfekte Paar mit der perfekten Wohnung und dem perfekten Leben. Aber Cédric war schon lange nicht mehr zufrieden gewesen. Ihm fehlte die Spontanität und das Abenteuer, Lebensfreude und Ausgelassenheit. Als er schließlich aus Trotz langsam zu seinem alten Lebensstil zurückgekehrt war, hatte es immer öfter Reibereien gegeben, bis sie schließlich gemeinsam entschieden hatten, getrennte Wege zu gehen.

Seit zwei Jahren waren sie mittlerweile geschieden. Damals war Coco achtzehn Monate alt gewesen. Da sie beide an der Hündin hingen, hatten sie beschlossen, das Tier abwechselnd zu betreuen, auch wenn dieses Arrangement viel Organisationstalent benötigte. Colette konnte sich ihre Arbeitszeit frei einteilen. Sie arbeitete auf Honorarbasis für die Police Nationale in Montpellier, wenn diese bei ihren Ermittlungen ärztliche Unterstützung benötigte. Außerdem hatte sie einen Lehrauftrag an der juristischen Fakultät der städtischen Universität. Da Cédric als Undercoverermittler der Police Nationale stets mehrere Tage am Stück im Einsatz war, bevor er wieder für längere Zeit freihatte, ergänzten sich ihre Arbeitszeiten in der Regel nahtlos. Und wenn doch mal Not am Mann war, sprang Cédrics Bruder Léandre ein, der als selbstständiger Privatdetektiv Coco beaufsichtigen konnte, wenn er Büro- oder Recherchearbeiten zu erledigen hatte.

Cédric ging in die Küche und schaltete die Kaffeemaschine an. Die Dalmatinerhündin wick ihm nicht von der Seite.



»Was machst du den ganzen Tag?« Seine Ex-Frau trat zu ihm und musterte ihn unverhohlen.

»Hör zu, Colette. Ich bin seit fünf Minuten wach. Ich habe dir schon hundertmal gesagt, du sollst den Schlüssel nur benutzen, wenn ich nicht da bin. Warum lässt du mich nicht einfach in Ruhe?« Gereizt wandte Cédric sich ab.

»Was ist bloß aus dir geworden?«, stichelte sie weiter.

Ihr bevormundender Tonfall ließ ihn kochen.

»Du könntest mal wieder zum Friseur gehen. Und dich rasieren. Mann, Cédric, lass dich doch nicht so gehen.«

Er drehte sich langsam zu ihr um und betrachtete stumm ihr perfektes Gesicht. Die Katzenaugen, die ihn vorwurfsvoll musterten. Die dünne Nase, die er mittlerweile einen Tick zu spitz fand. »Was willst du?« Er verschränkte die Arme vor der Brust.

»Du hast Verantwortung.«

Cédric lachte auf. »Für einen Hund, ja.« Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube kaum, dass Coco sich für meine Haare oder meine Rasur interessiert.«

»So kann man doch nicht leben.« Colette fuchtelte mit ihren Händen herum, bevor sie sich erneut in dem Raum umblickte.

»*Du* kannst so nicht leben«, erklärte er süffisant. »Ich schon.« Er holte sich einen Becher aus dem Schrank, sah seine Ex-Frau kurz fragend an und schenkte sich ein, als sie mit ihrer manikürten Hand abwinkte.

»Du bist suspendiert. Das bedeutet nicht das Ende der Welt.«

Cédric atmete tief durch, bevor er seinen Kaffee zur Seite stellte. »Wir beide«, er zeigte erst auf sie, bevor er den Zeigefinger auf seine Brust richtete, »sind geschieden.« Er hob seine Augenbrauen. »Verstehst du das? Nicht mehr zusammen, getrennt.« Er deutete mit seinen Händen Distanz an. »Ich habe dich nicht um deine Meinung gebeten. Wie du

richtig bemerkt hast, bin ich auf unbestimmte Zeit suspendiert. Das heißt, ich kann tun und lassen, was ich möchte. Wenn du unbedingt jemanden bevormunden willst, dann wende dich an deinen Staatsanwalt. Sicher steht der auf frische Bettwäsche.«

Wütend blickte Colette ihn an. »Was willst du damit sagen?«

Cédric winkte ab. »Vergiss es.« Er nahm einen Schluck von seinem Kaffee und legte den Kopf in den Nacken. Er wollte seine Ruhe haben.

»Hast du von der Schießerei am Espiguette gehört?«

Cédric sah seine Ex-Frau fragend an. »Knallen sich jetzt schon die Touristen gegenseitig ab?« Er verzog seine Lippen zu einem schwachen Grinsen. Von der Police Nationale wollte er gerade nichts hören, der ganze Laden ging ihm gehörig auf die Nerven. Gut, er hatte einen Fehler gemacht, aber die Suspendierung auf unbestimmte Zeit war eine seiner Meinung nach mehr als übertriebene Sanktion.

»Red keinen Unsinn«, entgegnete Colette scharf. »Dumondes Tochter scheint angeschossen worden zu sein.«

»Das Kind des Keksmoguls?«, hakte Cédric lustlos nach.

Colette nickte.

»Hast du einen Auftrag?«

»Non, noch nicht. Es scheint sich übrigens um eine Täterin zu handeln.«

»Mal was anderes.«

»Ist das alles, was du zu sagen hast?« Seine Ex-Frau verengte ihre Augen zu schmalen Schlitzeln.

Er zuckte mit den Achseln. »Ich kenne Dumonde nicht. Und seine Tochter ebenso wenig.«

»Du bist so armselig«, fauchte Colette. »Badest in deinem Selbstmitleid und hast sämtliche Empathie verloren. Wo ist denn bloß der Kämpfer geblieben, der Weltverbesserer?«

»Als ob dich das noch interessieren würde«, gab er gelassen zurück. Sie konnte ihn mit ihren Worten nicht mehr treffen.

»Hör mal zu, mein Lieber«, Colette stemmte die Fäuste in die Taille. »Niemand hat dich gezwungen, die Kleine flachzulegen. Wenn du deinen ...«, sie schluckte, »... wenn du dich nicht einmal so weit im Griff hast, dass du den Avancen dieser Drogenbraut widerstehen kannst, brauchst du dich im Nachhinein nicht über die angebliche Ungerechtigkeit der Welt aufregen. Dieser Fehler war allein deine Schuld.« Sie schob ihren Unterkiefer vor. »Ich habe immer gewusst, dass dir dein Rumevögel irgendwann einmal zum Verhängnis werden würde.«

»Ich denke, es ist besser, wenn du jetzt gehst«, erwiderte Cédric. Er hatte keine Lust mehr auf die Besserwisserei seiner perfekten Ex-Frau mit ihrem perfekten neuen Partner und ihrem scheißperfekten Leben. Er wollte lieber weiter in seinem Selbstmitleid baden und seine Wunden lecken. Abwesend strich er der Hündin über den Kopf.

Colette nickte grimmig. »Kümmere dich ordentlich um Coco. Sie muss morgens um acht raus, nicht erst um elf.«

Mit diesen Worten drehte seine Ex-Frau sich um und stolzierte auf ihren High Heels in den Flur hinaus.

»Leck mich«, presste Cédric zwischen seinen Zähnen hervor und ging dann in die Hocke, um Coco ausführlich zu liebkosen. Die Hündin maßregelte ihn wenigstens nicht.

Zwei Sekunden später knallte die Wohnungstür zu.

»Jetzt machen wir es uns gemütlich«, erklärte er in feierlichem Tonfall und kehrte zur Couch zurück, um den Fernseher einzuschalten, während Coco sich seufzend neben ihn legte.